

trachtet. Die Zielvorstellung einer deutschen protestantischen Nationalkirche schien der Verwirklichung nahe. Folgerichtig wurde Luther als Gründer eines Christentums der Deutschen gefeiert und zum Ahnvater einer Synthese von nationalem und christlichem Bewußtsein stilisiert. Die immer schon vorhandene antikatholische Stoßrichtung erreichte mit der Gründung des als protestantisch empfundenen kleindeutschen Reiches ihren Höhepunkt und mündete in den Kulturkampf ein. Der Anspruch, zugleich modernisierend wie national zu sein, zeigte sich nun vor allem im Kampf des Vereins gegen die römischen Katholiken. Wie die vatikanischen Dogmen zu beweisen schienen, erwiesen sich diese als genaue Gegenbild der Ziele des Vereins, nämlich als antimodern und antinational. Allerdings gelang es dem Verein, dessen Mitgliederzahl nach 1870 kurzfristig auf 30000 anstieg, auf die Dauer nicht, seine Ideen durchzusetzen. Die Realpolitik Bismarcks, sein Einlenken im Kulturkampf, aber auch die Stärkung der protestantischen Orthodoxie brachte seit den 1880er Jahren den Verein in die Krise. Dieser seinerseits trug durch seine einseitige Betonung der »modern-freiheitlichen Elemente« wie auch durch die Fortsetzung des Kulturkampfes auch nach dessen politischer Beilegung dazu bei, daß, entgegen seinen integrativen Absichten, die Gräben in der Gesellschaft zwischen den verschiedenen Milieus im Kaiserreich vertieft wurden. Das Ende des Protestantenvereins dürfte dann allerdings – was in dem vorliegenden Werk nur noch am Rande erwähnt wird – durch die Gründung des »Evangelischen Bundes«, eines Massenvereins mit über 350000 Mitgliedern, eingeleitet worden sein.

Otto Weiß

ANGELA BERLIS: Frauen im Prozeß der Kirchwerdung. Eine historisch-theologische Studie zur Anfangsphase des deutschen Altkatholizismus (1850–1890) (Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte, Bd. 6). Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang 1998. 742 S. Kart.

Vorliegendes Werk erfüllt eine Reihe von Desideraten. Dies gilt sowohl für die spezielle Thematik (Frauen im Prozeß der Kirchwerdung im Altkatholizismus) wie auch für das im Untertitel genannte umfassendere Thema, die Anfangsphase des Altkatholizismus, die ausführlich behandelt wird. Ja, die Autorin hat im Grunde zwei, wenn nicht drei Werke in *einem* Buch vorgelegt. Da ist zunächst das über 200 Seiten starke erste Kapitel »Anliegen und Entwicklung des Altkatholizismus 1870–1873«, das man auch für sich allein lesen kann. Ihm folgt das zweite Kapitel, das sich allgemein mit der Rolle der Frauen in der Anfangsphase des Altkatholizismus befaßt (etwa 140 Seiten). Dem schließt sich ein drittes über 200 Seiten starkes Kapitel an, das sich der Aktivität und der Lebensgeschichte altkatholischer Frauen in Bonn zuwendet. Die Klammer, welche die drei »Werke« verbindet, ist zum einen das gemeinsame Thema »Altkatholizismus«, zum andern – was sehr zu begrüßen ist – die gesellschaftsgeschichtliche Orientierung.

Zunächst einige Anmerkungen zum ersten Kapitel, das eine Lücke in der bisherigen Forschung schließt. Denn hier werden Positionen zurechtgerückt, die schon lange fragwürdig erschienen, wie etwa der Topos vom Altkatholizismus als der Kirche der Professoren. Bestätigt allerdings wird die These, daß zumindest die altkatholische Kirche am Rhein im Kern eine Kirche des Bürgertums darstellte (was sie von den Christkatholiken in der Schweiz unterscheidet, wo ganze Dörfer mit ihren Pfarrern beim »alten Glauben« geblieben sind). Ausführlich werden auch die Schritte geschildert, die schließlich zu (der anfangs nicht gewollten, erzwungenen) Kirchwerdung führten. Nicht uninteressant, doch bis zu einem gewissen Grad zu korrigieren sind die Feststellungen, die die Autorin zum Thema Ultramontanisierung und Milieubildung im deutschen Katholizismus macht. Berlis kommt im Anschluß an neuere Studien aus sozialhistorischer Sicht zu dem Ergebnis, daß die Altkatholiken sich durchaus als Katholiken empfanden, nur daß sie innerhalb des Katholizismus jene Gruppe darstellten, die sich vom Milieu nicht vereinnahmen ließ. Hierzu ist festzustellen, selbstverständlich waren (und sind!) auch die Altkatholiken Katholiken. Nur stellten diejenigen, die später Mitglieder der altkatholischen »Kirchen« wurden, bei weitem nicht die einzigen »Dissidenten« vom katholischen Milieu dar, das es außerdem als geschlossenes Milieu höchstens im Rheinland und in Westfalen gab, aber nicht im ehemals vorderösterreichischen Süden und in Österreich, wo im Pluralismus der Katholizismen neben dem ultramontanen, jesuitischen *mainstream* noch immer der jansenistisch-josefinische Reformkatholizismus lebendig war. In diesem Zusammenhang wäre stärker auf die aus Österreich (!) stammende Güntherschule einzugehen gewesen, die sozusagen an den Wurzeln des Altkatholizismus steht und der ein Großteil der deut-

schen katholischen Professorenschaft im Vor- und Nachmärz angehörte oder nahestand, angefangen von Joseph Görres, der – wie B. Wacker gezeigt hat – ein entschiedener Gegner der Dogmen war, die später beim Ersten Vatikanum definiert wurden. Die Frage, die sich stellt, ist eine andere: Warum haben so viele kritische deutsche Katholiken nicht die letzte Konsequenz gezogen, haben sich auch nach außen hin vom Ultramontanismus losgesagt und sind altkatholisch geworden (oder haben die von der Seelsorge erzwungene Trennung und altkatholische Gemeindebildung und Kirchwerdung nicht mitvollzogen)? Die Antwort wird nicht eindeutig ausfallen. Auf einige Fälle, die die ganze Komplexität der Frage andeuten, kommt die Autorin zu sprechen, etwa auf den Fall Hefele. Dabei sind die bekannten Fälle nur die Spitze des Eisbergs. Doch, einmal abgesehen von dem kontrovers diskutierten Fall Döllinger, dürfte die Haltung des weit über 80jährigen Freundes Günthers und Knoodts Johann Emanuel Veith in Wien paradigmatisch gewesen sein: Den Dogmen von 1870 stand er skeptisch gegenüber, die Geschicke der Altkatholiken verfolgte er mit kritischer Sympathie; was er nicht mitvollzog, war die altkatholische Kirchwerdung. Man mag eine solche Haltung als Halbherzigkeit verurteilen, aber hinter ihr stand die Überzeugung, daß auch nach 1870 innerhalb der römischen Kirche allem Integralismus zum Trotz ein Pluralismus möglich sei, sowie die Überzeugung, daß der Reformator bedeutungslos wird, wenn er sich hinausdrängen läßt. Die altkatholische Kirche, besonders die altkatholische Theologie, hat später durch Jahrzehnte wenig getan, diese Überzeugung zu widerlegen. Daß die Altkatholiken jetzt die Ordination der Frauen durchgesetzt haben, ist jedoch als positives Signal auch für die übrigen Katholiken zu werten.

Recht interessant, ja modellhaft für noch ausstehende Untersuchungen im römisch-katholischen Raum erweist sich das zweite Kapitel, das ausgehend von der heutigen historischen Frauenforschung der Rolle der Frauen in der Anfangsphase der altkatholischen Kirche nachgeht, wobei auch die Rolle der Frau in der römischen Kirche vor der Trennung zur Sprache kommt. Wichtig die Überlegungen zur »bürgerlichen Geschlechtertheorie«. Beachtenswert dabei der Hinweis auf die Abweichungen von dem üblichen Muster. Sie dürften m.E. weit größer gewesen sein, auch wenn der Einfluß der Frauen auf die Öffentlichkeit eher indirekt war. So richtig es grundsätzlich ist, daß die Frau ganz dem Haus, den Kindern, der Familie, der Kirche und Religion zugeordnet war, so galt dies für ihre Rolle als Gattin und Mutter. Es gab aber auch die Frau als bestimmenden Mittelpunkt der Gesellschaft. Hier sei auf die Salons der Madame de Staël, der Dorothea Schlegel, der Karoline Pichler hingewiesen und darauf, daß es im Leben eines Mannes im 19. Jahrhundert neben der Gattin, die eine Riesenschar von Kindern versorgte, daneben einflussreiche Gesprächspartnerinnen gab, wie dies das Beispiel Theodor Mommsens zeigt. Tatsächlich zeigt freilich gerade die Gründungsgeschichte der Altkatholiken, daß die Norm die Ausgrenzung der Frauen aus der öffentlichen Diskussion – etwa bei den ersten Altkatholikenkongressen – darstellte. Erst 1920 erhielten die Frauen innerhalb der altkatholischen Kirche das Recht, bei der Wahl der Gemeindevorsteher und Pfarrer mitzuwirken. Daß, jenseits der rechtlichen Bestimmungen, in der altkatholischen Kirche der Einfluß der Frauen in der Gemeinde, wie ihre Rolle als »Trägerinnen von Beziehungsmacht« nicht gering anzuschlagen war, hat die Autorin u.a. an Hand mehrerer konkreter Beispiele (Dortmund, Kempten) deutlich gemacht. Hier ging sicher die altkatholische Kirche der römischen voraus, in der die »Frauenfrage« erst um 1900 akut wurde (vgl. Gnauck-Kühne, die bezeichnenderweise aus dem Protestantismus kam). Daß dabei auch die Zugehörigkeit zum Bürgertum sowie das höhere Bildungsniveau altkatholischer Frauen eine Rolle spielten, sollte jedoch nicht übersehen werden (wie die Parallelen im Kathol. Lehrerinnenverein zeigen). Nicht spezifisch altkatholisch war die den Frauen von den altkatholischen Geistlichen vorgeführte »Negativfolie«, der »Topos« der »ultramontanen, klerusabhängigen Frau«, wobei vor allem der Einfluß des Beichtvaters betont wurde. Bekanntlich wurde dieser Topos auch vom Protestantenverein und vom Evangelischen Bund gepflegt und spielte eine große Rolle im Kulturkampf. Daß die Abschaffung der »Ohrenbeichte« bei den Altkatholiken damit zu tun hatte, leuchtet jedoch ein.

Das dritte Kapitel unterscheidet sich von den beiden ersten in Methode und Inhalt. Es gehört weithin dem Bereich der Mikrohistorie an. Zwei konkrete Modellfälle in Bonn – das »Kreuzeskränzchen« und die »Rittersche Schule« – werden vorgeführt, wo altkatholische Frauen (unverheiratete Lehrerinnen!) im Rahmen dessen, was ihnen möglich war, eine aktive Rolle in Kirche und Gesellschaft übernahmen. Die Autorin weist dabei besonders auf die ekklesiologische Funktion dieser auch theologisch überdurchschnittlich gebildeten Frauen hin, die zum Teil nicht

nur in einem ausführlichen Biogramm vorgestellt, sondern auch in ihrer inneren religiösen Entwicklung geschildert werden. Wertvoll erscheinen die Hinweise auf den Gedankenaustausch führender Altkatholiken (Knoodt, Reinkens) mit diesen Frauen, auch dies wohl eine Eigenheit der Güntherschule (man vergleiche die Rolle von Frauen beim hochbetagten Johann Emanuel Veith!). Auch wer sich nicht speziell für frauengeschichtliche Themen interessiert, sollte nicht versäumen, einen Blick auf die Familiennamen der vorgestellten Frauen zu werfen, zum einen, weil sie bestätigen, daß bekannte rheinische Bürgerfamilien im Altkatholizismus ihre Heimat fanden, zum andern, weil man unerwartete Entdeckungen machen kann. Der Rezensent hat eine solche gemacht. Er ist auf Wilhelmine Ritter jun., die erste Frau von Walter Goetz, gestoßen und hat eine Antwort auf die Frage erhalten, warum sich dieser liberale protestantische Historiker seit etwa 1900 so sehr für den Altkatholizismus und später für den Reformkatholizismus interessierte. *Otto Weiß*

GÜNTER MÜCKLER: »Wie ein treuer Spiegel«. Die Geschichte der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998. 233 S. Geb. DM 49,80.

Die Allgemeine Zeitung ist dem Kirchenhistoriker vor allem als Organ der »liberalen« Katholiken bekannt, die hier immer wieder ein Forum gegen die »Ultramontanen« fanden. Erinnert sei nur an Ignaz Döllingers Quirinus-Briefe, in denen er gegen die drohende Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit auf dem Vatikanum I polemisierte, und an die berühmten Spectator-Briefe aus der Feder des Freiburger Kirchenhistorikers Franz Xaver Kraus. Auch für den Rottenburger Bischof und ehemaligen Tübinger Kirchenhistoriker Carl Joseph von Hefele erwies sich die AZ als äußerst interessante Quelle, wie eine Hefele-Preis-Arbeit vor einigen Jahren eindrücklich unter Beweis stellte. Aber all diese »Highlights« beziehen sich auf die Spätphase des Blattes seit den 1870er Jahren, auf die Mückler nicht eingeht. Insofern ist der Untertitel, der von *der* Geschichte der AZ spricht, eine Nummer zu großspurig gewählt. Die Zeitung erschien von 1798 bis 1908, verfolgt wird ihre Geschichte *nur* von der Gründung bis 1859, wo für den Autor der Rubikon der Programmtrias »Vollständigkeit, Unparteilichkeit und Wahrheit« (S. 4) überschritten wurde. Insofern eine durchaus gut gewählte Zäsur.

»Schlagt ihn tot, den Hund. Er ist ein Rezensent«, könnte der Autor jetzt – Goethe als langjährigen Mitarbeiter der AZ zitierend – ob dieses Einwandes ausrufen. Aber er braucht außer dem Hinweis auf die zu große Verpackung keine weitere Kritik einzustecken. Vielleicht geht diese ja auch an den Verlag: Warum schreibt man außen nicht genau drauf, was innen drin ist? Denn das, was im treuen Spiegel drin ist, verdient das Prädikat: exzellent. Historisch sauber recherchiert und hervorragend geschrieben. Günter Mückler versteht sein Handwerk; für den Leser ein Genuß – unterhaltend und informativ zugleich. Eine Schreibe über einen historischen Stoff, wie sie sonst nur Angelsachsen zu eigen sein soll. Die Fundgrube AZ erwacht in seiner Darstellung zu neuem Leben. Man erfährt, daß Karl Marx und Erzherzogin Sophie das Blatt lasen; erlebt Schiller, Goethe und Heine als Mitarbeiter; wird mitten hineingeführt in Zensur und Selbstzensur zwischen Karlsbad und Revolution; kann den Aufstieg des Blattes unter Johann Friedrich Cotta und seinem Sohn und Nachfolger miterleben... Kulturgeschichte pur. Die Wende deutet sich in den Jahren 1848 bis 1859 an: »Da wurde belehrt und indoktriniert, da schwenkte man die Parteifahne und vertauschte die Rolle des Chronisten mit der des politischen Aktivisten« (S. 219) – so Mücklers Resümee. Der treue Spiegel zerbarst in tausend Scherben.

Zeitungen sind zwar für den Tag geschrieben, aber »die einzig richtige Geschichte eines Landes« ist »nur in seinen Zeitungen zu finden« (Thomas Macaulay). Mücklers ausgezeichnetes Buch belegt – zumindest kulturgeschichtlich – diese Ansicht. Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern, die Scheiben von Mücklers treuem Spiegel werden jedoch auch in Jahrzehnten noch nicht blind geworden sein.

*Hubert Wolf*